

REBECCA MICHÉLE

# MISS EMILY

*und der*  
TOTE DIENER VON  
HIGHER BARTON

Ein Krimi aus Cornwall

DRYAS

Miss Emily  
und der tote Diener von Higher Barton

Rebecca Michéle





Rebecca Michéle

Miss Emily  
und der tote Diener  
von Higher Barton



DRYAS

Ein Cornwall-Krimi

**Rebecca Michéle:**  
**Miss Emily und der tote Diener von Higher Barton.**  
**Hamburg Dryas Verlag 2023**

1. Auflage 2023  
ISBN: 978-3-98672-033-9

Dieses Buch ist auch als ePub erhältlich und kann über den Handel  
oder den Verlag bezogen werden.  
ePub-eBook: 978-3-98672-044-5

Lektorat: Christa Pohl, Heßdorf  
Satz: Typografie & Herstellung, Julia Walch, Bad Soden  
Umschlaggestaltung: © Stephanie Gauger | Guter Punkt, München  
unter Verwendung von Motiven von AdobeStock  
und iStock/Getty Images Plus

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:  
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation  
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten  
sind im Internet über <https://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Der Dryas Verlag ist ein Imprint der Bedey und Thoms Media GmbH,  
Hermannstal 119k, 22119 Hamburg

---

© Dryas Verlag, Hamburg 2023  
Alle Rechte vorbehalten.  
<https://www.dryas.de>  
Gedruckt in Deutschland

# EINS



London – 1905

Die Mittagszeit war längst vorüber, doch die Menschenschlange riss nicht ab. Unablässig drängten Frauen, Kinder und alte, gebrechliche Männer mit der Hoffnung auf ein warmes Essen heran. Zumindest einmal am Tag das ständige nagende Knurren im Magen vergessen können! Vielleicht gab es für die Kinder auch heiße Milch, und die Kleinen hörten auf zu weinen.

Seufzend wischte sich Emily mit dem Ärmel ihres grauen, formlos geschnittenen Kleides über die schweißnasse Stirn und fragte: »Lucy, wie viel Suppe ist noch im Kessel?«

Lucys Bluse klebte ihr ebenfalls am Körper und ihr Gesicht war krebsrot. »Vielleicht noch für zwei Dutzend Portionen. Ein paar mehr, wenn wir etwas Wasser hinzugeben.«

Emily stöhnte. »Zwei Dutzend!« Sie deutete auf die Schlange in der Gasse vor der Suppenküche. »Da stehen gut und gern hundert hungrige Mäuler. Für die meisten ist es die erste Mahlzeit heute, wahrscheinlich sogar das erste warme Essen seit Tagen.«

»Wenn wir nur mehr Geld hätten ...«, murmelte Lucy.

Ein Junge, fünf oder sechs Jahre alt, streckte Emily seinen Blechnapf entgegen. Der Blick aus den dunklen Augen in dem spitzen, blassen Gesicht wirkte wie der eines erwachsenen Mannes. Seine schmutzige, zerlumpte Kleidung verriet Emily, dass er keine Familie mehr hatte. Die städtischen und kirchlichen Waisenhäuser waren überfüllt, die dortigen Zustände miserabel, so versuchte der kleine Kerl, sich allein durchzuschlagen. Mit allen Bedürftigen hatte Emily Mitleid, die Kinder aber taten ihr am meisten leid. Ach, wenn sie nur mehr ausrichten

könnte, als aus den kargen Spendengeldern warme Suppen zu kochen!

Aus dem Kessel schöpfte Emily eine Kelle des kräftigen Gemüseintopfes und gab sie in den blechernen Napf des Jungen. Sie zögerte, dann füllte sie eine zweite Portion hinzu.

Die blassen, spröden Lippen des Jungen verzogen sich zu einem dankbaren Lächeln. »Danke, Miss. Gott segne Sie.« Er eilte davon, um seine Suppe zu essen, solange sie noch warm war.

»Ich weiß, Lucy«, raunte Emily der Freundin zu, »nur eine Kelle pro Person. Er sah aber so hungrig aus.«

Lucys Mundwinkel verzogen sich bitter. »Du kannst nicht alle sattbekommen, dafür sind es zu viele ...«

»Wenigstens die Kinder ...«, murmelte Emily und gab die nächste Ration einem alten, zahnlosen Weib mit gekrümmtem Rücken. Lucy tat das Gleiche bei einem halbwüchsigen Mädchen, dem die Schwindsucht ins Gesicht geschrieben stand.

Die beiden Frauen arbeiteten unermüdlich weiter. Die Suppenküche im East End, wo die Ärmsten der Armen einmal täglich eine warme Mahlzeit erhielten, war eine von vielen im Moloch London, gestiftet von einem Fabrikbesitzer, der seine Arbeiter anständig behandelte und entlohnte. Er war aber nicht so vermögend, alle Hungernden zu unterstützen. Als Emily den letzten Rest aus dem Kessel in den Napf einer Hochschwangeren gefüllt hatte, schlug die Turmuhr der nahen Southwark Cathedral. Emily zählte die Glockenschläge.

»Ach herrje, schon vier Uhr!« Hastig band sie sich die befleckte Schürze ab. »Tut mir leid, Lucy, du musst allein aufräumen. Ich hab' völlig die Zeit vergessen und muss nach Hause. Mutter erwartet einen wichtigen Gast zum Tee.«

»Geh nur! Heute Abend kommst du doch?«

»Natürlich! Um nichts in der Welt möchte ich mir den Vortrag entgehen lassen!«

Durch enge, verwinkelte und häufig schmutzige Gassen eilte Emily zur London Bridge, überquerte die Themse und stieg am Nordufer in einen Pferdeomnibus. Mit der elektrisch betriebenen Untergrundbahn würde sie zwar schneller zu ihrem Ziel gelangen, die *Tube* kostete aber das Doppelte als der Bus, und Emily musste ihre Pennys zusammenhalten.

Auf den Straßen herrschte dichter Verkehr: Omnibusse, Kutschen, Pferdefuhrwerke und zahlreiche Automobile. Eine Dunstglocke aus Autoabgasen und Ruß aus hunderten Fabrik-schornsteinen lag über der Stadt und erschwerte das Atmen, besonders weil es an diesem Septembernachmittag so warm wie im Sommer war. Je mehr Emily nach Nordwesten kam, desto besser wurde die Luft. Sie verließ den Bus an einer Ecke des Regent's Park und hastete an der Grünfläche entlang, bis sie die Chester Terrace erreichte. Ihr Kleid war fleckig und schweißnass, ihr hellbraunes, kräftiges Haar, das kaum zu bändigen war, hatte sich aus dem Knoten gelöst und fiel ihr auf die Schultern, einzelne Strähnen klebten auf ihrem erhitzten Gesicht. Die vier Stufen zur Eingangstür des dreistöckigen, hellen Hauses nahm sie mit zwei großen Schritten. Emily streckte die Hand aus, um zu klingeln, da wurde die Tür von innen geöffnet. Unsanft prallte sie auf einen großen, hageren Mann.

Mit einem verächtlichen Blick aus dunklen, stechenden Augen sah er auf Emily hinab. »Kannst du nicht aufpassen, du dummes Ding?«

»Entschuldigung«, murmelte Emily, drückte sich an dem Hünen vorbei und trat in die kleine, quadratische Halle mit dem hellen Fliesenboden. Hier stand ihre Mutter mit gerunzelter Stirn und einem verärgerten Gesichtsausdruck. »Es tut mir leid«, wiederholte Emily und wollte die Treppe hinaufeilen, um sich frisch zu machen und das Kleid zu wechseln.

»Ich muss doch sehr bitten, Henrietta!«, sagte der Mann von der Tür her mit sonorer Stimme. »Es ist hoffentlich nicht üblich, dass dein Küchenmädchen durch die Vordertür kommt. Mögen die Sitten in London auch lockerer sein als auf dem Land – doch das geht entschieden zu weit! Du darfst so etwas auf keinen Fall dulden, Henrietta!«

Emily eilte die Treppe hinauf, die Erwiderung ihrer Mutter nahm sie nur am Rand wahr. In ihrem Zimmer im zweiten Stock musste sie nicht lange warten. Sie hatte kaum das Wasser in die Waschschüssel gegossen, als Henrietta Tremaine ohne anzuklopfen in den Raum rauschte.

»Emmeline Victoria Martha Abigail ...« Oh je, dachte Emily, immer, wenn die Mutter ihren vollständigen Taufnamen ver-



wendete, folgte dem nichts Angenehmes. »Bist du von allen guten Geistern verlassen? Nicht nur, dass du unseren Gast ver säumst – du wagst es, schmutzig und übelriechend wie ein Gas senmädchen nach Hause zu kommen!«

»Es tut mir wirklich leid, Mum«, entgegnete Emily. »Ich woll te mich gerade waschen.«

»Weißt du eigentlich, wer das war, den du so brüskiert hast?«

Emily seufzte. »Alwyn Tremaine, mein Großonkel oder so was in der Art. Seit Tagen liegst du mir mit seinem Besuch in den Ohren. Ist es nicht ulkig, dass er mich für eine Bedienstete gehalten hat?«

Mit hochrotem Kopf schnaubte Henrietta Tremaine: »Das ist alles andere als lustig, Emmeline, sondern überaus beschämend! Sir Alwyn hat uns besucht, um dich kennenzulernen. Der Vetter deines seligen Vaters kehrte erst vor einem Jahr aus Indien nach England zurück und hat dich noch nie gesehen.«

»Ich weiß, Mum. Das hast du mir schon oft gesagt und ich wollte wirklich nicht ...«

Mit einer Handbewegung unterbrach Henrietta ihre Toch ter. »Ich lasse dir wirklich genügend Freiheiten, Emily, und du weißt, wie ich über deine ... *Arbeit*«, sie spie das Wort aus, als sei es anrühlich, »denke, kann dich aber nicht daran hindern, dich unter Gossenpack zu mischen. Ist es zu viel verlangt, wenn ich dich bitte, wenigstens einmal pünktlich zu sein? Vier Uhr war ausgemacht. Und zwar gewaschen und anständig gekleidet.«

»Ich kann nicht mehr tun, als um Verzeihung zu bitten«, sagte Emily mit genervtem Unterton. Wie oft sollte sie sich denn noch entschuldigen? »Heute waren es besonders viele Hungerige. Die Bedürftigen haben sich ihre Lebensumstände nicht ausgesucht, Mum! In den Fabriken schufteten Frauen für Hungerlöhne. Den Großteil des verdienten Geldes müssen sie für überteuerte Mie ten in heruntergekommenen Häusern ausgeben, die nicht mehr als Bruchbuden sind. Ihre Kinder können sie kaum ernähren, und die Alten und Kranken sind völlig auf die Wohltätigkeit anderer angewiesen. Es ist kaum mehr als ein Tropfen auf den heißen Stein, wenn ich aber helfen kann, das Leid dieser Men schen zu lindern, ist mir dafür alles recht.«

Henrietta Tremaine seufzte und lehnte sich gegen einen Pfos-

ten des Himmelbetts. Sie kannte die Einstellung ihrer einzigen Tochter. Prinzipiell waren Emilys Bemühungen, den Armen zu helfen, durchaus bewundernswert, wenngleich Henrietta mit Schmutz und Armut auf keinen Fall etwas zu tun haben wollte. Sie machte eine raumgreifende Handbewegung und sagte, einen versöhnlicheren Ton anschlagend: »Du weißt, wem wir dies alles hier zu verdanken haben? Wer dafür sorgt, dass du keine der armen Frauen bist, die in den Fabriken arbeiten müssen; dass unser Dach dicht ist, immer warme Speisen auf dem Tisch stehen und wir uns nicht in Lumpen kleiden müssen?«

»Alwyn Tremaine, Vaters Vetter zweiten oder dritten Grades«, murmelte Emily, nun aufrichtig zerknirscht. Sie griff nach der Hand ihrer Mutter. »Es lag nicht in meiner Absicht, unseren Gönner zu verärgern. Ich habe einfach die Zeit vergessen. Ich werde Sir Alwyn schreiben, ihn um Verzeihung bitten und für morgen Nachmittag erneut einladen. Dann werde ich mich dem Onkel wie von dir gewünscht präsentieren und ihn hoffentlich milde stimmen können.«

Als hätte Emily es nicht schon Dutzende Male gehört, sinnierte Henrietta: »Nachdem dein Vater starb und er uns nichts als Schulden hinterlassen hat, war es Ralph Tremaine, Alwyns Vater, der großzügigerweise die Ausstände beglich und dafür sorgte, dass wir das Haus behalten und unseren Lebensstandard fortführen können. Letztes Jahr starb er. Alwyn kehrte aus Indien, wo er über viele Jahre in der Armee gewesen war, zurück, um sein Erbe anzutreten. Seitdem habe ich gebangt, ob Alwyn uns mit dem gleichen Wohlwollen entgegenkommt. Was soll aus uns werden, wenn er die Zahlungen einstellt? Von Rechts wegen gehört das Haus und alles, was sich darin befindet, Alwyn. Er kann uns jederzeit auf die Straße setzen.«

»Tja, dann muss ich eben doch in die Fabrik«, erwiderte Emily sarkastisch. Sie scheute keine harte Arbeit, war aber doch froh, in einer finanziellen Sicherheit leben zu können. »Wie genau ist Sir Alwyn eigentlich mit uns verwandt? Wir tragen schließlich denselben Nachnamen.«

»Sein und der Großvater deines Vaters waren Brüder«, erklärte Henrietta. »Als Jüngster von fünf Söhnen und damit ohne Anspruch auf den Familienbesitz und den Titel kam dein Ur-

großvater nach London und wurde zu einem erfolgreichen Geschäftsmann, was sein Sohn fortsetzte.«

Und dessen Sohn, mein Vater, Pedrek Tremaine, investierte sein ganzes Vermögen in dubiose Spekulationen, dachte Emily. Gegenüber der Mutter durfte sie das nicht laut äußern, denn für Henrietta stand der verstorbene Gatte auf einem Podest. Ihre Ehe war ausgesprochen glücklich gewesen. Trotz einer gewissen Sorglosigkeit und der Unfähigkeit, mit Geld umzugehen, war Pedrek Emily immer ein liebevoller Vater gewesen. Sie hatte nicht nur sein langes Gesicht, die etwas breite Nase und sein burschikoses Wesen geerbt, sondern auch dessen soziale Ader. Bereits ihr Vater hatte Suppenküchen und die Armenhilfe unterstützt.

»Nun ist Alwyn durch das Erbe des Besitzes unermesslich reich geworden und zudem ist er verwitwet«, riss die Mutter Emily aus ihren Gedanken.

»Was willst du damit andeuten?«

Henrietta sah ihre Tochter abschätzend an. »Eure Verwandtschaft ist zu weitläufig, als dass sie ein Problem darstellt. Alwyn ist zwar ein paar Jahre älter, reifere Männer sind jedoch von Vorteil. Du bist schließlich auch nicht mehr in deinen Jugendjahren.«

Emily schluckte und stieß dann ungläubig hervor: »Du willst Onkel Alwyn und mich miteinander verkuppeln?«

»Es wäre keine schlechte Verbindung, und es wird langsam Zeit, dass du heiratest, Emily. Du hast nicht mehr lange Zeit, ein Kind zu bekommen. Die Sache mit ...«

»Bitte, ich möchte nicht darüber sprechen!«, unterbrach Emily die Mutter und fragte mit einem verschmitzten Lächeln: »Wäre Alwyn Tremaine nicht eher etwas für dich, Mum? Im Alter steht ihr euch wesentlich näher.«

Henrietta schnappte nach Luft, musste aber ehrlich eingestehen: »Ich bin nicht die Art von Frau, die sich Alwyn als künftige Lady Tremaine vorstellt. Außerdem wird er Kinder wollen, die den Besitz fortführen. Wie bedauerlich, dass seine Frau bereits nach wenigen Monaten Ehe am Fieber starb. Indien ist ein schreckliches Land, voller Barbaren, Schmutz und Krankheiten.«

»Im Süden und Osten Londons ist es auch nicht viel besser«,

wandte Emily ein. »Abgesehen von den Barbaren, versteht sich. Hilfst du mir bitte beim Umkleiden? Dann muss ich unbedingt einen Tee trinken und eine Kleinigkeit essen.«

Henrietta runzelte die Stirn. »Was soll das heißen? Bist du zum Dinner nicht da?«

Emily nickte. »Ich gehe zu einer Versammlung.« Ihre Augen glänzten, als sie erklärte: »Mrs Pankhurst ist in London. Sie wird heute Abend sprechen.«

»Emmeline Pankhurst?«, wiederholte Henrietta entrüstet. »Die Suffragette?«

»Das ist eine sehr abfällige Bezeichnung, Mum«, tadelte Emily. »Mrs Pankhurst setzt sich für die Rechte der Frauen ein, unter anderem, dass sie für gleiche Arbeit die gleichen Löhne wie Männer erhalten. Daran ist nichts Verwerfliches. Außerdem trage ich ihren Vornamen Emmeline. Das allein ist ein guter Grund, die Lady persönlich kennenzulernen.«

Henrietta Tremaine wusste, wann es sinnlos war, weiter mit ihrer Tochter zu diskutieren. Längst war Emily ihrem Einfluss entglitten, wenn sie jemals Einfluss auf sie gehabt hatte, denn das Mädchen war immer mehr ein »Vaterkind« gewesen. Seit Pedreks Tod vor fünf Jahren war Emily ihren eigenen Weg gegangen und ließ sich kaum etwas vorschreiben. Henrietta sagte jetzt nur noch: »Laden wir Alwyn für morgen ein weiteres Mal zum Tee ein. Emily, sei dann zu Hause und benimm dich, wie es einer Tremaine würdig ist.«

»Selbstverständlich, Mum«, lenkte Emily ein. »Der Onkel wird keinen Grund zum Tadel finden.« Aber heiraten werde ich ihn nicht, fügte sie in Gedanken hinzu.

Der Gemeindesaal in Marylebone war bis auf den letzten Stehplatz gefüllt. Um die hundert Frauen aus allen Gesellschaftsschichten, an ihren Kleidern gut zu erkennen, waren gekommen, einige in Begleitung von Männern. Ob die Herren aus Interesse oder von ihren Frauen gedrängt worden waren, sei dahingestellt. Es fanden sich aber auch ein paar Männer ohne Begleitung ein. Emily stupste Lucy in die Seite und raunte: »Sieh mal, die fünf Kerle dort drüben. Die mit den schwarzen Kappen. Auf mich wirken sie, als wollten sie Ärger machen.«

Lucy sah zu den Männern und winkte ab. »Störenfriede gibt es bei jeder Versammlung. Mrs Pankhurst kann damit umgehen, und wir Frauen sind deutlich in der Überzahl.«

Die Tür an der Stirnseite öffnete sich. Schlagartig wurde es still im Saal. Eine große, schlanke Frau mit vollen dunkelbraunen Haaren und einem langen, schmalen Gesicht trat auf das Podium. Sie trug ein schlichtes, dunkelgraues Kleid mit einem schmalen, elfenbeinfarbenen Spitzenkragen und keinen Schmuck, strahlte aber eine Aura aus, der sich kaum jemand entziehen konnte.

Emmeline Pankhurst räusperte sich, dann sagte sie mit lauter, klarer Stimme: »Einen schönen guten Abend, Ladys und Gentlemen.« Ihr Blick schweifte durch den Saal. »Es freut mich, so viele Herren begrüßen zu dürfen. Das zeigt, dass unsere Sache längst nicht mehr die alleinige Angelegenheit der Frauen ist. Immer mehr Männer teilen die Meinung, dass ein allgemeines Wahlrecht für Frauen und eine soziale Gerechtigkeit überfällig ist. Heute möchte ich Ihnen von einer Reise in die Midlands berichten. Dorthin, wo sich eine Fabrik an die andere reiht, dorthin, wo die Armut wohl im ganzen Land am größten ist ...«

Emmeline Pankhurst hatte etwa zehn Minuten gesprochen, als sie einen Schluck Wasser aus dem bereitstehenden Glas trinken musste. Die Pause nutzte einer der Männer mit der Kappe. Er hob einen Arm, ballte die Hand zur Faust und schrie: »Verdamnte Blaustrümpfe! Verdamnte Suffragetten!«

»Verschwinden Sie und wiegeln Sie nicht unsere treuen Frauen auf, die wissen, wo ihre Plätze sind«, ergänzte einer seiner Kumpane.

»Aber bitte, meine Herren, stören Sie doch nicht!« Laut und durchdringend tönte Mrs Pankhurst's Stimme durch den Saal. »Wir haben eine friedliche Zusammenkunft, in der es um Informationen und allgemeinen Austausch geht. Niemand zwingt Sie, anwesend zu sein.«

»Ja, verschwinden Sie in das nächste Wirtshaus. Da sind Ihresgleichen, die Sie beleidigen können!«, rief eine ältere Frau verärgert.

Drei der Störenfriede krepelten ihre Ärmel auf. Einige Da-

men hoben ihre Sonnenschirme und wirkten entschlossen, die Männer, wenn nötig, eigenhändig aus dem Saal zu werfen.

»Mir gefällt das nicht. Wir sollten besser verschwinden«, sagte Emily zu Lucy.

Die Freundin hakte sich bei Emily unter. Die Männer versperrten den Haupteingang, daher drückten sie sich durch die Menge, die immer mehr in Bewegung geriet, in Richtung der Tür hinter dem Podium. Plötzlich ging alles blitzschnell. Trillerpfeifen schrillten und durch beide Türen strömten Polizisten, Gummiknüppel in den erhobenen Händen. Rund zwei Dutzend Frauen stürzten sich auf die Störenfriede und die Polizisten, schlugen mit ihren Schirmen und Handtaschen auf deren Köpfe, und die Männer ließen die Fäuste fliegen. Emily und Lucy wurden voneinander getrennt. Emily hatte bereits das Podium erreicht, als eine Hand sie grob an der Schulter packte und herumriss. Es war ein Gesetzeshüter, der sie zornig musterte und knurrte: »Miststück! Verdammte Suffragette! Ihr gehört alle eingesperrt!«

»Lassen Sie mich los! Ich habe nichts getan!«

Der große, starke Mann griff nach ihrem Arm und drehte ihn auf Emilys Rücken. Der Schmerz raste durch ihren ganzen Körper. Sie schrie laut auf. Reflexartig holte sie mit der freien Hand aus, um dem Mann ins Gesicht zu schlagen. Da sauste sein Gummiknüppel auf ihren Kopf zu. Dann wurde es um Emily herum dunkel ...

Gleich einem Häufchen Elend kauerte Emily in dem Ohrensessel vor dem Kamin. In ihrem Kopf pochte und klopfte es, auf ihrer Stirn prangte eine handtellergroße, blau-grüne Beule, und das Licht schmerzte in ihren Augen. Am schlimmsten aber waren die Worte ihrer Mutter, die schrill in ihren Ohren dröhnten. Henrietta saß auf dem Sofa und hatte in der letzten halben Stunde mit ihren nervösen Fingern schon das zweite Taschentuch zerrissen.

»Diese Schande! Diese unglaubliche Schande! Meine Tochter im Gefängnis! Wir können uns nirgendwo mehr blicken lassen! Niemand wird uns jemals wieder einladen, man wird jede Tür vor uns verschließen! Man ...«

»Beruhige dich, Henrietta«, sagte Alwyn Tremaine streng. »Das Unglück ist geschehen und nicht mehr zu ändern.« Bisher war er im Zimmer auf- und abgegangen, jetzt blieb er vor Emily stehen. »Was hast du dir dabei gedacht, Nichte?«

»Ich habe nichts Unehrenhaftes getan. Ich bin unschuldig ...«

»Das behaupten alle Verbrecher«, warf Henrietta spitz ein.

»Nun übertreibst du aber, Henrietta«, sagte Alwyn. »Ich habe mich erkundigt. Die Versammlung war bei den Behörden als aufwieglerische Zusammenkunft gegen die Krone gemeldet worden. Es ist zu vermuten, dass die derben Männer geschickt wurden, um die Menge aufzumischen, damit die Polizei eine Handhabe zum Einschreiten bekommt. Insgesamt wurden sechszwanzig Frauen verhaftet. Gegen keine wird jedoch Anklage erhoben. In den nächsten Tagen werden alle wieder freikommen.«

»Was ist mit Mrs Pankhurst?«, fragte Emily.

»Ihr ist nichts passiert, sie konnte entkommen«, antwortete Alwyn schroff. »Allerdings ist sie für die Polizei kein unbeschriebenes Blatt. Die Suffragette verbrachte schon so manche Nacht in einer Zelle.«

»Onkel Alwyn, ich danke dir, dass du mich so schnell aus dem Gefängnis geholt hast.« Emilys Versuch zu lächeln endete kläglich mit einem stechenden Schmerz hinter ihrer Stirn. Mit Grausen dachte sie daran, wie sie in dem Lastkraftwagen mit den vergitterten Fenstern wieder zu sich gekommen war. Eingepfercht zwischen anderen Frauen, die entweder lauthals schimpften oder weinten. Man brachte sie in die Frauenabteilung des Gefängnisses Wandsworth im Süden Londons. Dort sperrte man zwanzig Frauen zusammen in eine Zelle, in der kaum Platz für zehn war. Ein Wärter stellte ihnen einen Kübel mit Wasser zum Trinken und zwei Laibe trockenes Brot hin und spuckte in hohem Bogen vor den Gefangenen aus. Eine der Frauen riss einen Streifen Stoff von ihrer Bluse ab, tränkte ihn mit dem Wasser und legte ihn auf Emilys Beule. Auch andere hatten Blessuren erlitten, keine war aber ernsthaft verletzt. Den Gesprächen entnahm Emily, dass einige bereits zuvor verhaftet und eingesperrt worden waren.

»Wenn sie uns nicht schnell wieder rauslassen, treten wir

in den Hungerstreik«, sagte eine Frau in Emilys Alter. Andere stimmten ihr zu.

Emily hatte davon gehört, dass Frauenrechtlerinnen in den Gefängnissen immer wieder die Nahrungsaufnahme verweigerten und wie sie dann zum Essen gezwungen wurden. Zum ersten Mal in ihrem Leben bekam Emily wirklich Angst. Bisher hatte sie sich für mutig gehalten. Es war aber eine andere Art von Mut, im Armenviertel der Stadt Suppe und abgelegte Kleidung zu verteilen als im Gefängnis in den Hungerstreik zu treten.

Dies blieb Emily erspart. Am nächsten Vormittag wurde die Zellentür geöffnet, ihr Name gerufen und sie in einen nahezu kahlen Raum geführt, in dem sie zu ihrer Erleichterung von Alwyn Tremaine erwartet wurde.

»Ich bringe dich nach Hause«, waren seine einzigen Worte. Während der rund einstündigen Kutschfahrt schwieg er und starrte teilnahmslos durch das Fenster.

Seit über einer Stunde musste Emily nun die Vorwürfe der Mutter über sich ergehen lassen.

»Dein Name wird wohl schon in der Zeitung stehen«, jammerte Henrietta. Behände sprang sie auf und lief jetzt auch nervös auf und ab.

»Morgen wird es neue Schlagzeilen geben, die heutigen Nachrichten sind dann schon wieder Vergangenheit«, bemerkte Alwyn bedächtig. »Außerdem ist es mir gelungen, Emmelines Name herauszuhalten, ebenso, warum ich sie heute aus dem Gefängnis holen konnte.« Vielbedeutend sah er Emily an und rieb Daumen und Zeigefinger aneinander.

»Danke«, wiederholte Emily. »Nun stehen Mutter und ich noch tiefer in deiner Schuld.«

»Wir sind eine Familie, wiewgleich weitläufig miteinander verwandt«, erwiderte Alwyn trocken. »Auch mir ist daran gelegen, den Namen Tremaine frei von Skandalen zu halten. Eine Nichte, die einen Vertreter der Staatsgewalt tätlich angreift, ist jedoch eine Angelegenheit, die nicht leicht zu verdauen ist.«

Emily versuchte, die Umstände zu erklären. »Der Polizist hat mich grundlos angegriffen. Lucy und ich wollten den Saal verlassen. Ich war schon fast an der Tür, als er mich packte und mir



den Arm auf den Rücken drehte. Ich habe nur versucht, mich zu wehren. Ich überlege, den Mann zu melden.«

Henrietta fuhr auf ihre Tochter los: »Nichts dergleichen wirst du tun! Wage es bloß nicht, sonst ist in meinem Haus kein Platz mehr für dich, Emmeline!«

Emily konnte nicht einschätzen, wie ernst die Mutter es meinte. Im Moment war es auf jeden Fall besser, nicht länger daran zu rühren. Die Tatsache, dass Polizeibeamte unschuldige Frauen angriffen, wollte sie aber nicht für immer auf sich beruhen lassen.

Henrietta stutzte, runzelte die Stirn und fragte: »Alwyn, wann wirst du nach Cornwall zurückkehren?«

»In den nächsten Tagen.«

»Du solltest Emily mitnehmen.«

»Wie bitte?«, riefen Emily und Alwyn unisono, und Emily fuhr hoch. »Du willst mich fortschicken?«

»Nur für ein paar Wochen, vielleicht zwei, drei Monate«, antwortete Henrietta. »Bis Gras über die Sache gewachsen ist.«

»Ich kann meine Freunde nicht im Stich lassen«, begehrte Emily auf. »Die Armenspeisung ...«

»Zeigt, wohin dich deine angeblichen Freunde bringen«, schnitt die Mutter ihr scharf das Wort ab. »Nämlich ins Zucht- haus! Ich verbiete dir weiteren Kontakt zu diesen ... diesen Sub- jekten.«

»Aber Mum ...«

»Es ist gar kein schlechter Vorschlag«, wandte Alwyn nach- denklich ein. Ihn schien so leicht nichts aus der Ruhe zu bringen. »Wie du weißt, Henrietta, bin ich noch kein Jahr zurück in Eng- land. Der Besitz, die Zinnminen und alles, was damit zu tun hat, sind mir noch nicht bis ins Detail vertraut. Der Haushalt wird zwar bestens von einer Haushälterin und einem Butler geführt, eine weitere weibliche Hand, die auf alles ein Auge hat, würde dem Haus sicherlich nicht schaden. Emmeline ist in einem Al- ter, in dem sie die Haushaltsführung beherrschen sollte.«

»Dann darf Emily dich begleiten?«, fragte Henrietta hoff- nungsvoll. »Und in Cornwall wird niemand von ihren seltsa- men Umtrieben hier erfahren?«

»Ich kann es mir durchaus vorstellen, ja. Auf dem Land wird

meine Nichte auf andere Gedanken und wieder zu sich selbst kommen.«

Emily rang die Hände. »Könnt ihr bitte aufhören, über mich zu sprechen, als sei ich nicht anwesend? Meine Meinung interessiert euch wohl nicht?«

»Nein«, antwortete Henrietta kühl. »Aus der skandalösen Situation müssen wir das Beste machen, und es ist nur von Vorteil, wenn du London verlässt, Tochter.« Sie sah zu Alwyn. »Wann könnt ihr reisen?«

»In zwei Tagen.« Skeptisch musterte er Emily. »Du brauchst nicht viel zu packen. Praktische, einfache Kleidung ist ausreichend. Auf Higher Barton leben wir zurückgezogen. Hin und wieder unvermeidbare Einladungen zum Tee bei den Nachbarn, oder jemand kommt bei uns vorbei. Größere Festivitäten sind nicht geplant.«

Emily wusste, wann jedes weitere Wort Verschwendung war und sie verloren hatte. So blieb ihr nichts anderes übrig, als zustimmend den Kopf zu senken. Den Seufzer, der tief aus ihrem Herzen kam, konnte sie jedoch nicht unterdrücken.

Rebecca Michéle  
Das Flüster der Wände  
*Roman*



 DRYAS

**kartoniertes Buch**

362 Seiten

11,95 EUR [D]

ISBN 978-3-940855-61-9

lieferbar

**Ebook epub**

ISBN 978-3-941408-83-8

Cornwall 1940: Um den Bombenangriffen auf London zu entgehen, bringt Robert Carlyon seine Familie nach Cornwall, wo sie auf dem Landsitz Higher Barton eine Bleibe finden. Während Roberts Frau und sein Sohn sich zunächst schwer in das Landleben einfügen, ist die siebzehnjährige Eve von dem Herrenhaus sofort begeistert. Doch nachts meint sie, jemanden ihren Namen rufen zu hören. Eve erfährt, dass Mitte des 19. Jahrhunderts die junge Evelyn Tremaine spurlos verschwunden ist. Seitdem soll ihr Geist in den Mauern umgehen.

Welches Geheimnis birgt Higher Barton und welche Rolle spielt der alte Lord Tremaine? Eve beginnt nachzuforschen und stößt auf eine unglaubliche Geschichte, die auch ihr eigenes Leben nachhaltig verändern wird.

Rebecca Michéle  
Die Tote von Higher Barton  
*Ein Cornwall-Krimi*



 DRYAS

**kartoniertes Buch**

356 Seiten

13,00 EUR [D]

ISBN 978-3-940258-14-4

lieferbar

**Ebook epub**

ISBN 978-3-940258-12-0

Mabel Clarence ist sich sicher: Noch vor ein paar Minuten lag in der Bibliothek des Herrenhauses eine kostümierte tote Frau – erdrosselt mit einem Strick. Doch nun ist sie verschwunden, ohne jede Spur. Und wo keine Leiche, da keine Ermittlungen. Glauben schenkt der älteren Besucherin aus London nur ein kauziger Tierarzt. Also stellt Mabel in bester Miss-Marple-Manier eigene Nachforschungen an und versinkt immer tiefer im undurchsichtigen Sumpf der Vergangenheit – bis sie selbst in die Schusslinie des Mörders gerät ...

Very British – ein spannender Krimi in düster-idyllischem Cornwall-Ambiente.